

Sonntags-Beilage

der Posener Zeitung.

Nr. 25.

Posen, den 21. Juni.

1896.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Eirschtiegel in Wort und Bild.*)

Von Hermann Becker.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

„Eirschtigl, Eirschtiegel, Eirschtigel, polnisch Erziel, Erziel, Erziel, Erziel, (n. G. Rohritadt) am Ober (Odra) über den eine Brücke führt“ so wird das weltentlegene Landstädtchen in historischen Urkunden genannt. Seine Gründung datirt aus dem Jahre 1252. In einer Urkunde aus dem Jahre 1319 finden wir den seltenen Namen Torstetel, aus dem Jahre 1458

Oheim Wladislaw Laskonogi auf der Flucht vor seinem Neffen Schuz gefunden und den er darum vor seinem Tode zum Erben des Landes Großpolens eingesetzt hatte, zu Hilfe. So entstanden die langjährigen Kämpfe zwischen dem Großfürsten Wladislaw Odonicz (dem Neffen) und dem Schlesier-Herzog Heinrich dem Bärtigen 1232. In diesen Kämpfen eroberte der Schlesier



1. Eirschtiegel.

den eben so seltenen Namen Erziel. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts waren zwischen dem polnischen Großfürsten Wladislaw Laskonogi und seinem Neffen Wladislaw Odonicz langjährige Kämpfe um den Besitz Großpolens ausgebrochen. Der langjährige Streit endete damit, daß Odonicz nach dem Tode seines Oheims in den alleinigen Besitz des Landes gelangte. Da indeß Odonicz die Geistlichkeit, insbesondere aber den Bischof von Posen durch Verleihung außerordentlicher Privilegien zu Ungunsten des polnischen Adels bevorzugte, so rief dieser den Herzog Heinrich den Bärtigen von Schlesien, bei welchem der

alles Land bis an die Warthe. Nach einem, durch die Bischöfe von Breslau, Posen und Lebus vermittelten Frieden im Jahre 1233 brachen die Kämpfe zwischen den streitenden Parteien aufs Neue aus. Diese neuen Kämpfe brachten für den Schlesier Heinrich den Bärtigen und seinen Sohn Heinrich d. J. als Siegespreis den ungestörten Besitz alles Landes links der Warthe. Als jedoch Heinrich d. J. in der Mongolen-Schlacht 1241 gefallen und die schlesische Macht durch die wiederholten Einfälle der Tartaren gebrochen war, empörten sich die polnischen Großen gegen Boleslaw, den Sohn Heinrichs d. J., zumal derselbe nach

*) Die Abbildungen Nr. 1 und 3 sind nach Aquarellen von H. Werner, Zeichenlehrer in der staatlichen Handwerker-Fortbildungsschule zu Elbing, geb. in Eirschtiegel, angefertigt. — Red.

ihrer Meinung die Deutschen zu Ungunsten der Polen bevorzugte. In dem Frieden, mit welchem dieser Aufstand endete, wurde der Ddraß als Grenze zwischen den Ländern des Schlesiener Herzogs Boleslaw und denen der Söhne Wladislaw Ddonicz's festgesetzt, so wurde Bomst, Karge (Unruhstadt) und Tirschtielg Schlesisch (1247.)

Unter der Herrschaft der schlesischen Herzöge führte die Stadt lange Zeit den Namen Torotetel. Etwa zu Anfang des 14. Jahrhunderts trat eine neue Theilung des südwestlichen Theiles unserer Provinz ein, wobei die Küddow und Nege die Grenze zwischen Brandenburg und Polen bildete, bei dieser Theilung kam Tirschtielg unter polnische Herrschaft, nachdem es kurze Zeit durch die Abtretung des Schlesiener Herzogs Heinrich in der Gewalt des brandenburgischen Markgrafen gewesen war und durch das Aussterben dieses brandenburgischen Zweiges seiner Herren wechselte.

Schmer lastete auf allen kleinen Städten der Provinz Posen im 15. und 16. Jahrhundert die Kriegslastung für den König von Polen. So mußte Tirschtielg nach einer Urkunde aus dem Jahre 1458 zwei bewaffnete Fußgänger stellen. In dieser Zeit gehörte es nacheinander den Opalinski's, den Unruh's, den Mielszynski's und den Fürsten Neuß. Für die deutsche Kultur sind besonders die Unruh's verdienstvoll gewesen. Nur auf dem rechten Ufer des Flusses lag die Stadt, welche ausschließlich

von Polen katholischen Bekenntnisses bewohnt war. Die Unruh's nahmen nun eine große Anzahl deutsche protestantische Kolonisten auf ihren sich weit hinreichenden Gütern auf, also auch in Tirschtielg. Die protestantischen deutschen Kolonisten legten jenseits der Ddra eine völlig neue Stadt „die Neustadt“ an. Diese wurde besser gebaut, als die Altstadt; sie hatte zwei Plätze: einen Markt und einen Platz an der Kirche. Die Kirche war aus Holz gebaut und erhielt einen Glockenthurm. Die neuen Ansiedler waren meistens Tuchmacher und ihre Ansiedlung wurde bald größer und wichtiger, als die Altstadt. Die beiden

Städte hatten völlig getrennte Stadtverwaltungen und Obrigkeiten bis in die neueste Zeit hinein. In der Altstadt waren fünf, in der Neustadt waren vier Jahrmärkte. 1656 wurde der Ort von den Schweden ausgeplündert und noch heute erinnert die Schwedenschanze, eine Anzahl Hügel in der Nähe des jüdischen Friedhofes, auf dem Wege nach dem Dorfe Rybojadel an dieses Ereigniß. Auch der Kosakenberg erinnert an die kriegerische Vergangenheit. Zur Zeit, da unsere Provinz wieder an Preußen fiel, hatte Tirschtielg 1871 Einwohner, welche in 262 Wohnhäusern lebten. Außerdem befand sich noch eine evangelische, eine katholische Kirche und eine Synagoge in der Stadt. Unter den Einwohnern waren 253 Juden — heute sind es kaum 60. Außerdem war eine Apotheke am Orte. Unter den Gewerbetreibenden waren 11 Kaufleute, 74 Wollspinner, 16 Wolltrager, 58 Tuchmacher, 1 Walkmüller, 22 Schuster, 16 Schwertfeger, 33 Branntweinbrenner, 2 Bierbrauer, 1 Weinhändler, 2 Gastwirthe 4 Bäcker, 2 Müller, 5 Fleischer, 8 Fischer, 10 Tischler, 6 Schneidemüller, 6 Schneider, 4 Musiker, 4 Barbierer, 3 Formenschneider, je 2 Böttcher, Töpfer, Fußschmiede, Kürschner, je 1 Buchbinder, Goldschmied, Posamentierer, Büchschäfter, Färber, Glaser, Maurer, Zimmermann, Schlosser, Gerber, Hutmacher, Riemer, Sattler, Delschläger. In dieser Zeit wurden eine ganze Anzahl Handwerke auch durch Juden ausgeübt. So gab es jüdische Tuchmacher, Branntweinbrenner, Goldschmiede, Posamentierer, Kürschner, Schneider, Schuster u. a. m. Am blühendsten war das Tuchmachergewerbe, das heute noch in der Nachbarstadt Bräz in ziemlich erheblichem Umfange ausgeübt wird. Der Werth der Tuchbereitung wurde auf 30 000 Thaler geschätzt und der Absatz ging zunächst nach Meseritz.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde auch in der Nähe

von Tirschtielg Tabak gebaut, der berühmte „Kogener“, von welchem Kenner behaupten, daß der „Pfälzer“ noch der reine Havanna dagegen sei und so kam zu den in Tirschtielg betriebenen Gewerben noch die Anfertigung von Rauch-, Kau- und Schnupftabaken. Die Vereinigung der beiden Städte Alt- und Neu-Tirschtielg unter einer gemeinsamen Stadtverwaltung, bestehend aus einer gemeinsamen Stadtverordnetenversammlung, Magistrat und einem Bürgermeister geschah im Jahre 1888. In diesem Jahre war die Einwohnerzahl von 1871 im Jahre 1816 auf 2467 gestiegen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war in der Nähe der Stadt eine Glashütte, eine Papiermühle und ein Kupferhammer, außerdem sind noch gegenwärtig eine Anzahl ziemlich bedeutender Wassermühlen in der Stadt selbst und in nächster Nähe. Das Dorf Kupferhammer und die Wassermüllerei „Papiermühle“ erinnert noch heute an die glänzende Vergangenheit, während die Glashütte Lomnitz, dem Gutsbesitzer Opiz gehörig, die seit kurzer Zeit durch die Haltestelle Kraschnitz bei Bentschen in die allgemeinen Verkehrswege aufgenommen ist einen recht beträchtlichen Export, insbesondere von Hohlgläsern hat. Nach einem Kirchenbuch waren am 1. Advents-sonntage des Jahres 1806 elftausend Franzosen in Tirschtielg einquartiert, es kam niemand in die Kirche, und der Gottesdienst fiel an diesem Tage aus. — In dem wilden Jahre 1848 gehörte Tirschtielg zur allergetreuesten Opposition wenn auch nicht des

Königs, so doch der Regierung zu Posen. Ein deutsches Komitee in Meseritz erklärte in diesem Jahre, daß man die Regierung in Posen als unter dem Einflusse einer feindlichen Faktion stehend ansehe, und ihr, wenn sie das Meseritzer Deutschtum gefährde, länger nicht Folge leisten könne. Meseritz stellte sich selbst unter die Regierung in Frankfurt a. D. Es ordnete am 17. April den Gymnasialdirektor Kerst nach Frankfurt a. M. zum Fünzigerauschuß ab, und trat für die Loslösung vom Großherzogthum Posen und Einverleibung in die Mark ein. Das alles ist bereits, wie ja natürlich, in dem Städtebilde „Meseritz in Wort und Bild“



2. Schloß in Tirschtielg.

(Nr. 23 „Familienbl.“) dargestellt worden, mußte aber auch hier erwähnt werden, weil Tirschtielg sich diesen Schritten der Stadt Meseritz anschloß.

Die erste katholische Kirche ist im Jahre 1614 in der Altstadt geweiht worden. Sie brannte im Jahre 1692, die darauf neuerbaute Kirche im Jahre 1809 bei einem gewaltigen Brande, welcher den größten Theil der Altstadt einäscherte, nieder. Nachdem der Gottesdienst bis zum Jahre 1824 in einer kleinen Kapelle abgehalten worden war, wurde die jetzt noch bestehende Kirche auf Kosten des damaligen Patrons, des Prinzen Neuß von Plauen, aus Steinfachwerk gebaut. Die drei Altäre der Kirche bergen sehr alte Reliquien, doch war nicht zu ermitteln, von welchen Märtyrern oder Heiligen dieselben herrühren. Möglich, daß sie an die Kirchenpatrone, den heiligen Valentin und den heiligen Adalbert, denen zu Ehren die Parochie den 14. Februar und den 23. April alljährlich als Kirchenseiertag mit großem Pompe begeht, erinnern. —

Die Synagoge ist erst im Jahre 1875 neuerbaut worden. Es ist ein kleines, schmuckes Gebäude, das die stark zusammengeschmolzene Gemeinde unter großen Opfern errichtet hat, nachdem das alte ungeheuer große hölzerne Gotteshaus baufällig geworden war. —

Die evangelische Schule in der Neustadt ist ursprünglich von den Einwohnern der Stadt Neu-Tirschtielg und des Nachbardorfes Eschenwalde gegründet worden. Sie besteht nunmehr 182 Jahre. Während bei der Gründung für Dorf und Stadt ein einziger Lehrer genügte, hat die Schule jetzt einen Rektor und noch vier andere Lehrer, dabei hat Eschenwalde seit fast einem halben Jahrhundert ein eigenes Schulhaus.

Die katholische Schule in der Altstadt kann sich einer so

langen Vergangenheit nicht rühmen, sie hat auch nur zwei Lehrer, welche in zwei getrennten Schulhäusern ihres Amtes walten. Doch ist das Kulturwerk dieser katholischen Schule nicht hoch genug zu schätzen. Das größte Verdienst an der Förderung der deutschen Kultur in diesem ursprünglich von Polen besiedelten Orte Alt-Tirschtiel gehört dem Propst Mielski, welcher 50 Jahre, und dem Kantor Bambich, welcher 38 Jahre hier wirkte. Beide deckt nun schon lange die kühle Erde, doch jedem Freunde deutscher Kultur sollten die Namen dieser „verlorenen Posten“ unvergessen bleiben, wenn er erfährt, daß die Großväter der heutigen Generation noch kein deutsches Wort verstanden, während ihre Enkel rein deutsch sprechen, nur einige polnische Familiennamen erinnern noch heute an die polnische Zeit. — Auch die jüdische Schule ist verhältnismäßig jünger, als die evangelische und katholische Schule.

Das Städtchen rühmt sich auch eines alten und eines neuen Schlosses. Das neue Schloß, ein stattlicher zinnen- und thurmgekrönter Bau, ist von dem Rittergutsbesitzer Fischer erbaut. Vor der prächtigen Freitreppe, welche zu beiden Seiten lustige Loggien zeigt, dehnen sich prächtige Gartenanlagen aus. Leider wird der Besuch dieser Anlagen so wenig, wie der des gegenüberliegenden alten Parkes dem Publikum gestattet. Die guten Tirschtielgler müssen schon nach Eschenwalde, Rybojadel, dem Komnirken und den hart daran grenzenden Nadelwäldern, weiter hinaus nach dem Forsthaus Rutschkau wandern wenn sie „Luft“ freipeuen wollen.

Seit dem Jahre 1886 ist Tirschtiel im Besitze eines der wenigen neuen Johanniter-Krankenhäuser in unserer Provinz. Die Einweihung, welche am 9. Juli desselben Jahres stattfand, wurde von dem Hochmeister des Ordens, dem Prinzen Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig, persönlich vorgenommen. Das Krankenhaus — ein altes befand sich schon seit



3. Schloßpark in Tirschtiel.

Jahren im Städtchen — ist ein einfaches, aber stattliches und den gesundheitlichen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Gebäude, von einem großen Gemüse- und Blumen-garten umgeben und für einige 20 Betten eingerichtet. Ein Freibett ist an ganz Arme dauernd zu vergeben. Da das Haus indeß nicht für dauernd Sieche eingerichtet ist, so können im Laufe eines Jahres mehrere Kranke die Wohlthat des Freibettes genießen. — Dicht an das Johanniter-Krankenhaus grenzt das Kirchlein der Alt-Lutheraner, in welchem jährlich einige Male für die Diaspora, welche ein großes Gebiet umfaßt, Gottesdienst abgehalten wird. Es dürfte nicht leicht noch ein so kleines Städtchen wie Tirschtiel zu finden sein, in welchem vier verschiedene Konfessionen vier Gotteshäuser besitzen. — An anderen öffentlichen Gebäuden ist das Amtsgericht zu nennen, das im Jahre 1893 erbaut ist. Von der Friedfertigkeit der Bewohner zeugt der Umstand, daß das Gericht mit einem Amtsrichter und einem Gerichtsschreiber besetzt ist. In dem netten Rohbau haben der Justizverwalter, das Justizgefängnis und die Büroräume zugleich Unterkunft gefunden. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser bei dieser Gelegenheit des nicht gerade geschmackvollen Wizes, den der Kladderadatsch im Anschlusse an die Nachricht brachte, daß das Abgeordnetenhaus durch besonderes Gesetz die Errichtung eines Amtsgerichtes in Tirschtiel genehmigte. Die Nachricht soll im Café Bauer, wo einige junge Juristen versammelt waren, welche ihre Ernennung zum Amtsrichter zu erwarten hatten, geradezu vernichtend gewirkt haben. Bis zur Ohnmacht steigerte sich die Bestürzung bei einem dieser hoffnungsvollen Gesezeshüter, weil er in prophetischer Ahnung seine Ernennung zum Amtsrichter in dem vielgeschmähten Tirschtiel

vorausah. — Jedenfalls ist der konsternirte junge Referendar nicht in dieses Amt gekommen, denn der jetzige Amtsrichter fühlt sich — trotz des Kladderadatsch — recht behaglich in seinem Wirkungskreise. Das neue Postgebäude und die neuerbauten Räume der städtischen Verwaltung, welche beide, wie das Amtsgericht, in der Altstadt liegen, sind gleichfalls zweckentsprechende, wenn auch einfache nette Gebäude.

Auch eines Kriegerdenkmals erfreut sich Tirschtiel seit dem Jahre 1889. Es befindet sich auf dem Marktplatz in der Neustadt. Es ist ein schlanker, ganz glatt polirter Obelisk aus schwedischem Granit, der von einem fliegenden Adler aus Bronze-guß gekrönt ist. An der Süd- und Nordseite befinden sich die Reliefbildnisse der beiden Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. mit den Wahlsprüchen: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein“ und „Lerne leiden ohne zu klagen“, der Obelisk ruht auf einem Sockel, der gleichfalls aus schwedischem Granit errichtet ist. Auf diesem Sockel steht auf einer Seite: „Unsern beiden Heldenkaisern in ehrfurchtsvoller Erinnerung an die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, die Stadt Tirschtiel 1889“, auf einer anderen Seite ist zu lesen: 1870—71. — Wer der Verfasser dieser besser gemeinten, als stilisirten Inschrift war, ist nicht zu ermitteln gewesen. Das Denkmal kostet 5500 Mark, ist von dem Berliner Bildhauer Fabel errichtet und die Kosten desselben sind ausschließlich durch freiwillige Gaben der derzeitigen Bürger in Tirschtiel und ehemaliger Tirschtielgler in Berlin, sowie durch eine Lotterie aufgebracht worden. —

Tirschtiel hat übrigens, was vielleicht die wenigsten Tirschtielgler selbst wissen, auch in der deutschen Literaturgeschichte einen Platz erhalten. Hier wohnte mehrere Jahre bei ihren armen Verwandten die Naturdichterin Anna Louise Karisch, bekannt unter dem Namen „die Karischin“, ein Mitglied des Gleim'schen

Dichterkreises. Sie ist auch ganz in der Nähe, auf dem Meierhof Hammer bei Schwiebus, wo ihr Vater Dürbach eine Schankwirthschaft betrieb, am 1. Dezember 1722 geboren. Interessanter als ihre Gedichte ist ihr merkwürdiges Lebensschicksal. Es ist oft beschrieben worden, doch mag hier kurz daran erinnert sein. Sie war nacheinander Dienstmagd, Hirtin, Frau eines ehrsamem Tuchmachers, dann die Frau eines ständig betrunkenen Schneiders, der sie beständig mißhandelte, Schilling des Barons v. Rotwitz, Freundin von Sulzer, Hagedorn, Gleim, Mendelssohn, Lessing, Hofpoetin Friedrich Wilhelm II., der ihr in Berlin ein Haus bauen ließ, Mutter der Freifrau und Dichterin Karoline Luise v. Klende und Großmutter der noch berühmteren Schriftstellerin Helmina v. Checy. — Schon im Jahre 1764 erhielt sie — höre und staune, du deutscher Parnas! — für ihre Gedichte das wahrhaft amerikanisch hohe Honorar von zweitausend (2000) Thalern! — (Es war allerdings durch Subskription aufgebracht. Red.) Sie starb im Jahre 1791. In Tirschtiel erinnert nichts an sie.

Handel und Industrie sind naturgemäß in Tirschtiel ganz unbedeutend, da Tirschtiel bis zur Station Bentschen der Vollbahn Posen-Berlin 13 km hat, und sich erst seit 14 Jahren einer Chaussee nach Bentschen erfreut. Zur Station Dürkeltel der Sekundärbahn Bentschen-Meseritz ist es allerdings nur ca. 5 km und dorthin führt schon seit Jahren eine bequeme Chaussee, doch wird wegen des Umweges Dürkeltel nur wenig von Reisenden benutzt, sondern Bentschen, während der Güterverkehr nach Dürkeltel dirigirt wird. Das Städtchen theilt eben das traurige Loos anderer und auch größerer Städte, an welchen neue Bahnstrecken mit außerordentlicher Vorsicht —

vorbeigeführt werden, um dem Absatz landwirthschaftlicher Produkte von den großen daran grenzenden Gütern zu heben. Nur in der Hopfensaison herrscht hier ein regeres Leben, das aber nur einige Wochen dauert, bis der ziemlich bedeutende

Vorrath, der hier angebaut wird, seine Käufer gefunden hat, dann aber kehrt Stadt und Land wieder auf ein volles Jahr in sein idyllisches Stillleben zurück. Tirschiegel hatte bei der letzten Volkszählung 2481 Einwohner.

Eine verkehrte Wahl.

Novelle von E. Glau.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ilse regte sich nicht. Stolz und Empörung lähmten ihr die Glieder, das klare Denken trieb nur glühend heiße Thränen in die Augen, die Stolz und Empörung wiederum erstarrten. Zurücktretend wies sie das Ansinnen wortlos ab. Einen Moment senkten sich die Blicke drohend und feindselig in einander. Ein unausgesprochenes Etwas lag trennend, erkaltend zwischen ihnen.

Werner kehrte zum ruhigen Gleichmaß seines Wesens zurück; sein Gesicht nahm den mildfreundlichen Ausdruck an.

„Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden und wer sich selbst erniedrigt, soll erhöht werden,“ sagte er endlich langsam, nachdrücklich, die Augen auf das Schriftwort gerichtet. „Beherzige das, liebe Ilse und denke fleißig darüber nach. Es hat zu allen Zeiten solche gegeben, die sich selbst vermaßen und verachteten die andern, weil der Mensch siehet, was vor Augen ist.“

Er hatte die Bibel langsam zugeschlagen. Ilse wartete nicht ab, was er weiter that. Als sie an Ursula vorüberschritt, glaubte sie eine Miene des Triumphes an ihr zu bemerken.

Der Wind stöhnte über Feld, als trüg' er alle Klaglaute der Welt auf seinen Fittigen, als Ilse aus dem Hause trat. Das Scharren und Schnauben der Braunen, Jochens ehrerbietiges „Guten Abend, gnädige Baronin,“ wie er, die Müze in der Hand, den Wagenschlag öffnete, die Atmosphäre des herrschaftlichen Wagens mit seinen grauen, weichen Polstern und dem schwachen Parfum zog sie zurück in ihre Welt.

Durch die trübe beschlagene Scheibe sah sie Werner stehen. Er wartete, bis Jochen zur Abfahrt vorbereitet war. Das Licht der Laterne erhellte noch immer den tiefen Ernst in seinen Zügen. Im letzten Moment öffnete er noch einmal den Wagenschlag, reichte ihr die Hand, ba' sie, den „Vater“ und Tante Sophie zu grüßen und glücklich heim zu kommen. Beim ersten Anrücken des Wagens nickten sie noch einander zu.

Traumhafte Fahrt!

In sich versunken, bald auslöchernd zornig, bald tief beschämt mit unklaren Vorstellungen von der Zukunft ringend, fuhr sie dahin. Das leise Tröpfeln des Regens gegen die Scheiben, das eintönige Klirren der Laternen übten eine einschläfernde Macht.

Aber sie schlief doch nicht. Sie träumte von Werners drohenden Augen, erlebte im Traum alles noch einmal; aber ein Gefühl war in dem Halbschlaf schärfer ausgeprägt; es war Furcht vor dem Manne ihrer Wahl. Ja, sie fürchtete ihn seit einer halben Stunde, fürchtete die unbeugsame, schnurgerade Linie seines Wandels sammt den unnachlässlichen Forderungen an sie. Sie mußte eine ganz andere werden — sie mußte es! Im Halbschlaf machte der Gedanke sie glühend heiß; sie schreckte auf.

Liefhangend weißliches Gewölk trieb am dunklen Himmel; im Winde schwankte alles rund umher. Die hohen weißen Telegraphenstangen huschten vorbei, als wären es große Ausrufszeichen, hinter jeden Angststuf ihres Herzens gesetzt. Aber schon drängten sich Gebüsch an den Weg, schlossen sich zu einer Hecke an einander. Ein letztes kurzes Stück Wegs führte auf Brüssow zu.

Ilse richtete sich entschlossen auf, band den Schleier unterm Kinn fester zusammen und knöpfte den langen Handschuh sorgfältig zu. Vor den Thüren mußte sie gesammelt sein.

* * *

In ihrer Abwesenheit waren zwei Neuigkeiten eingegangen. Die eine war mit dem Postbeutel gekommen, stand auf feinstem, goldgerändertem Karton geschrieben und lautete: „Die Verlobung ihrer Tochter Josephine mit dem Kaufmann Herrn Adolph Köpke

beehren sich anzuzeigen — Geheimrath von Schönburg und Frau.“ Daneben standen unter zierlich verschlungenem Monogramm die Namen der Verlobten.

Die zweite Nachricht hatte der Baron ins Haus gebracht und beim Abendessen kurz und verstimmt mitgetheilt. Sie lautete: Bärwalde ist verkauft — Joachim ist hier.

Die Bergströme fließen zusammen und bilden gefährliche Stürze und verschiedene Eindrücke auf die Seele treffen zusammen und wirken völlige Niedergeschlagenheit oder rasenden Sturm — beides gleich gefährlich für die Folge. Ilse starrte die duftende Karte an: „War's denkbar und begreiflich: das hatte eine Josephine gethan?“ — Köpke war Ilse nicht fremd; er hatte aber in der Gesellschaft des Schönburg'schen Hauses eine höchst unbedeutende, untergeordnete Rolle gespielt, war Ilse als eine „komische Figur“ erschienen. Josephine hatte unzählige Male ihren Witz an seinen schlechten Manieren und bunten Kravatten geübt. „Unser commis voyageur“ usw. — hatte es so und so spottend geheißen. Allerdings wurden von seinem Gelde fabelhafte Dinge erzählt.

Dieser Köpke wurde Josephinens Gemahl? — Wie tief verlegend der Gedanke! Wie abstoßend die Gesinnungslosigkeit, diese Herzenslosigkeit und Gewissenlosigkeit! Und diese Josephine hatte sie geliebt — an sie geglaubt wie das Evangelium! Die Hände unterm Kopf verschlungen lag Ilse und dachte über ein Lebensrathsel nach.

Wie — wenn sie Josephinen nie begegnet wäre? Hätte sie dann den heutigen Tag erlebt, wie sie ihn erlebte? Ihre Gedanken schweiften. — Es war, als strecke sie sich wieder aufs Moos und duftige Haidekraut — so übermüthig froh! Sie jagte wieder mit „Goldfuchs“ unter dem sonnendurchleuchteten Laubdach hin — so frei und leicht! durchschnitt mit dem „Sturmvogel“ wieder die grüne schäumende Fluth — so unbekümmert um die Zukunft!

Auf ein im verborgenen Dunkel gehegtes Bild fällt das Licht — und es ist da! Die unverfälschte, gewaltfam unterdrückte Jugendliebe flammte auf. Trotz aller Noth des Augenblicks jubelte etwas sündhaft leichtsinnig in ihr, rief den alten, lieben Menschen mit Namen! Er war wieder da!

Und Puck, die Kaze, hockte am Boden, blinzelte mit ihren Feueraugen wie ein schadenfrohes Teufelchen und ringelte den Schwanz zum bedeutungsvollen Fragezeichen.

Als Ilse am nächsten Vormittag ins Wohnzimmer trat, schnellte jemand von dem Sessel neben Tante Sophie empor und begrüßte sie stramm, ritterlich; es war Joachim. Ilse reichte ihm zuerst die Hand.

Er war brauner, schlanker geworden; es stand ihm gut. Seine Reise ans Nordkap hatte ihm wohlgethan. Sein Wesen war das alte, frei und ungezwungen, frischer, wie es Ilse schien; aber — herzlich war er nicht. Sein Ton hielt eine leichte, heitere Farbe, die Ilse wehe that und enttäuschte.

Ihr Eintritt hatte ein Gespräch abgebrochen, das er mit Tante Sophie geführt; er knüpfte es nach der Begrüßung gleich wieder an. Ilse mochte es mit anhören. Das Gespräch bewegte sich um die neuen Besitzer von Bärwalde, die Granay's, eine englische Familie: Mr., Mrs. und Ms. Granay. Sie waren seit drei Tagen in Bärwalde; er genoß ihre Gastfreundschaft. Im Ganzen machte sein Besuch den Eindruck des Pflichtmäßigen; er kürzte denselben möglichst ab. War er überhaupt vielleicht nur als Vorläufer der Granay's gekommen?

Zwei Tage später gaben Mrs. und Ms. Granay die Karten in Brüssow ab und wurden von Tante Sophie empfangen. Tante Sophie war entzückt.

„Diese Erscheinungen, diese Allüren, dieser Geschmack!“

Es waren Pfeile auf Ilse; sie fühlte dieselben. Sa, sie wußte es wohl, sie hatte sich äußerlich fallen lassen, gestel sich selbst nicht mehr.

Und weiterhin flogen die Pfeile. Tante Sophie blieb mit besonderem Genuß bei Ms. Granay stehen.

„Ms. Palmyre war eine fürstliche Erscheinung, in jeder Bewegung, in jedem Worte ladylike. Und überdies so unvernünftig reich! Was Wunder, wenn sich ein junger Mann für sie interessirte!“

Ilse verstand nur zu gut, wo Tante Sophie hinauswollte. Der wilde Herzschlag sagte es ihr: Joachim würde Palmyre Granay — heirathen. Erst dann war das Maas ihrer Prüfung voll, ihr Schicksal ganz erfüllt.

Die Sonne schrieb zahllosen Federwölkchen in Gold und Purpur ihre Scheidegrüße auf die lustigen Schwingen. Ueber dem Haidekraut schwebte ein warmer, würziger Duft, in dem da und dort eine Hummel brummend zu baden schien, als Werner und Ilse sich dem Festplaz näherten, da alljährlich die Fischer von Mehlow ein Sommerfest zu feiern pflegten. Werner hatte eine Einladung der Leute von Mehlow angenommen. Auch heute tummelten sich die fröhlichen Wallfahrer im Schatten des heiligen, uralten Baumes, der Nerthusbuche. Die Vorzeit kehrte wieder, wo einst die Ahnen bei rauschender Musik und Tänzen ihre Opferfeste feierten.

Von der um den Baum wirbelnden Menge, die eine Wolke von Staub und Dunst überschwebte, trennte sich plötzlich ein Herr, reichte über Kinderköpfen, Hüten, Taschen, Plaids den beiden Höherstehenden die Hand. Es war Hans von Göb.

An Werner, den der Eifer vorgedrängt hatte und der mit dem Auge des aufmerksamsten Beobachters die staubig dunstige Wolke zu durchdringen strebte, trat er zuerst heran und wechselte ein paar höfliche Worte mit ihm. Ilsen, die an den Stamm eines Baumes weiter im Hintergrunde lehnt, näherte er sich darnach.

„Werden Sie — in dieser Entfernung mit feiern helfen, Baronin?“ fragte Hans sie gut gelaunt.

„Ich glaube wohl“, versetzte Ilse.

„Dann bringen Sie sich aber um die Hauptüberraschung!“

Ilse wußte nicht, was er meinte.

„Joachim ist nämlich hier und steckt irgendwo im Gedränge.“

Hans hatte den Kopf gewandt und suchte mit den Augen den Genannten.

Ilse fühlte ihr Erblassen: Das hatte sie geahnt, hatte es in ihren Sternen gelesen.

„Er figurirt als Fremdenführer für seine Amerikaner,“ fuhr Hans fort und drückte den Kneifer fester auf die Nase und sah sich weiter um.

Ilse zuckte zusammen. Der Nachsatz hatte noch geseht — nein, sie wollte ihm nicht begegnen, am lezten in der Gesellschaft der Fremden. Der Boden brannte unter ihren Füßen. Sie bat Hans, ihren Bräutigam zu rufen — der Lärm griff sie an — sie wollte hinunter an den See. Werners arglose Güte ging sofort darauf ein und Hans schloß sich ihnen an.

Die Herren schritten plaudernd voran. Unter dem tiefhangenden Gezweig verdämmerte der Tag in Nacht. Der Weg war still und menschenleer. Am See wars regungslos. Die Kronen der Buchen schienen des Tages Hitze zu tragen. Kaum, daß ein Blatt zitterte. Jetzt knisterts im Rohr! Eine Libelle schwirrt darüber, schnellst auf und davon. Ueber dem See stand still der Mond. Sein Silberstrom durchfluthete das grüne Wasser bis zum Grund. Bleiche Wasserrosen hingen gebückt, träumerisch sich wiegend auf breitem Blatt.

Und trotzdem plauderten die Herren. Das Stimmungsvolle zieht nur das Stimmungsvolle an. Ilsen thats wohl. Aber plötzlich war ein weisevoller Augenblick gebrochen. Sie entdeckte Fußspuren am Boden, die sie sogleich beschäftigten.

Aber weshalb sollten hier nicht auch andere Menschen gewandert sein. Von Neuem betrachtend stand sie still. Es waren aber Spuren, die eines Mannes wuchtiger Schritt tief in den weichen Boden drückte, Spuren von Charakter; Ilse glaubte, sie zu erkennen — diese Spuren sammt dem Fuß, der sie gethan. Daneben liefen andere, ausdruckslose Spuren. —

Und plötzlich umklammerte der Argwohn Herz und Sinn. Die Hand an die Stirn gelegt, überdachte sie eine Möglichkeit

— eine Wahrscheinlichkeit. Die Rohrdommel schrie in den Abend hinein; die weckte sie endlich aus dumpfer Betäubung, qualvoller Eifersucht.

Die Herren hatten indessen den Rundgang um den See vollendet; sie warteten bereits. Hans schlug für den Rückweg einen schönen Waldpfad vor, abseits von der Völkerstraße. Man mußte den Fahrweg kreuzen.

Die Mondichel, das aufgeschlagene Auge der Nacht, schwebte über den breiten Weg mit tief ausgehöhlten Geleisen, als schauete und leuchtete sie zugleich. Die Försterei hart an der Straße lag halb im Schatten, halb in sanftem Glanz, in scharfen Linien grenzte sich das Dunkel ab. Das Gehöft theilte im Augenblick den Reiz todtenstillen Einsamkeit und magischer Beleuchtung. Am Bitter lehnte die Försterin, eine junge hübsche Frau in sauberer Kleidung, die Hände fröstelnd unter die Schürze gesteckt.

Als sie die junge Herrin und Pfarrer Hellbach erkannte, bat sie ein wenig Platz zu nehmen und öffnete sogleich die Bitterthür. Ilse thats gern, der Weg hatte sie ermüdet.

Und plötzlich beugte sich die Försterin übers Bitter. Sie hatte für Geräusch in ihrem Walde ein eigenes Ohr. Die andern hatten noch nicht recht hingesehen, da rollte ein Wagen leicht heran und schnell vorüber. Wie ein Schattenbild flog er auf der mond hellen Straße dahin. Ilse starrte dem Wagen nach. „Wars eine Vision gewesen — oder ein Schattenspiel? Der Mond leuchtete in ein weißes Gesicht, über eine fürstliche Erscheinung. Der Herr an ihrer Seite war Joachim. Ein ausgestreckter Arm ruhte hinter ihr auf dem Kissen.“

Eine lange, bange, trostarme Nacht!

Troßlosigkeit gebiert den Troß und der Troß will die Uebermacht erzwingen, will über der Situation stehen. Ilse blickte, eine Falte zwischen den Brauen, in den thaufrischen Morgen hinaus — unempfindlich gegen den Reiz der Natur — so überdrüssig alles dessen, das sie umgab und sonst beschäftigte. An der Staffelei schweiften die Augen müde vorüber; keins der Bücher mochte sie sehen. In sich gekehrt, den Schleier übers Gesicht gezogen, schritt sie am Nachmittag, wünschte von niemand behelligt zu werden — schritt sie den Weg vom Gasthose das Dorf hinab. Der heiße sandige Weg war ihr heut eine Qual, freundliche Gesichter belästigten sie. Nur einen Knaben sah sie, der am Wege saß. Zwei große Thränen rollten aus seltsam kummervollen Augen; er wischte sie mit dem Jackenärmel fort. Sein Butterbrot lag unberührt neben ihm auf einem Stein.

„Ein Kind, das über seinen Kummer sein Butterbrot vergißt, hat großen Kummer in seinem kleinen Herzen.“

Ilse trat an den Knaben heran, strich ihm sanft übers Haar. Er sollte ihr sagen, was ihm sei.

„Ihm war gar niz, aber sein Mutting war — todt, lag in der Stube in dem Schrein —“

„Armer Junge!“

Die kleine weiche Hand fuhr liebevoll streichelnd über seine blonden Locken hin. Ilse blickte in die Stube. Alles so still! Da stand wirklich der Schrein mit der Todten. Ein Licht leuchtete dabei; ein schlichter Kranz mit flornen Bändern lag auf dem Schrein. Mit weißen Buchstaben stand auf den Bändern geschrieben: „Ruh' sanft!“

Ilse strich ihm wieder lieblosend den blonden Lockenwulst. Was sollte sie ihm sagen? etwa — daß sie die todt Mutter heimlich beneidete?

Die Granays waren diesen Vormittag im Pfarrhause gewesen; Ilse erfuhrs; aber Ursula machte durchaus kein Aufhebens davon. Sie erzählte die einfache Thatsache nur. Ilsen wars gleich. Sie brachte heute nichts als Unlust mit. Müßig, beschaulich, Ursula herausfordernd, saß sie in dem ungethümen lerdernen Stuhl, den sonst Niemand benutzte. Ein fragender Blick rührte sie nicht.

„Das war ja ein schwerer Seufzer“, bemerkte Ursula.

„Ganz unwillkürlich“, versetzte Ilse kurz.

„Aber Seufzer sind dumpfe Herzensteine.“

„Das kann schon sein.“

„Bist Du verstimmt?“

„Ja, aber laß mich nur.“

„Wie Du willst.“

Ursula schwieg — nachdenklich.

In der späten Nachmittagsstunde erschien „lieber Besuch“ — Pfarrer Lenhof aus Neuendorf, Berners Amtsbruder, mit seiner jungen Frau. Die Lenhofs waren wirklich reizende Leute — besonders die kleine Frau, noch ein halbes Kind, das immer wieder vergaß, die langen blonden Zöpfe aufzudecken. Eine Pastorsfrau durfte eigentlich nicht mit herabhängenden Zöpfen laufen; aber — es war an so viel zu denken.

Besonders hübsch stand dem jungen Wesen die züchtige Verehrung, die dem Gesicht einen ernst verständigen, lernbegierigen Ausdruck gab, so oft der junge Ehemann etwas sagte.

Auch der liebe Besuch änderte an Ilfens Stimmung nichts. Im Gegentheil, daß sich die munteren Augen der jungen Frau Pastorin verwundert bis zur Scheu auf sie richteten, brachte ihr die innere Vereinsamung empfindlich zum Bewußtsein.

Weil der Pfarrer von Neuendorf sich für das alte Gotteshaus Sunderow's interessirte, beschloß man, zwischen Kaffee und Abendessen eine Besichtigung seiner vorzunehmen. Frau Lenhof schob sogleich ihren Arm unter den Ursulas und sicherte sich ihr Geleit mit einem zärtlichen Druck des Arms. Ilse ging allein neben her. In der Kirche stiegen die Herren sofort auf das Orgelchor. Ilse gerieth von ungefähr vor den Altar und betrachtete, vielleicht zum ersten Mal, das Altargemälde mit Aufmerksamkeit: Christus auf dem Meere — gar nicht einmal ein gutes Bild.

Die Luft war kühl, vom Geruch todtten Laubs betäubend durchzogen. Die breiten Pfeiler warfen ihre Schatten, tönnten die wenigen Farben zu gleichmäßigem Grau ab. Freundliches Sonnenlicht erwärmte nur den Altarraum, fiel durch das bunte Fenster in rothen und blauen Lichtern ein, hob und verklärte aus dem Dunkel die Christusgestalt — die königliche Stirn — die ausgestreckte Hand. Und jetzt brauste die Orgel durch die stille Kirche. Und plötzlich stürzten ihr heiße Thränen aus den Augen, flossen unaufhaltsam; sie drückte schluchzend das Gesicht ins Taschentuch.

(Schluß folgt.)

Ursula und Frau Lenhof, die bei den Denkmünzen der Gefallenen zunächst der Thür verweilten, wandten fast gleichzeitig die Köpfe, sahen einander betroffen an. Die Stimmung blieb von dem Augenblick an gedrückt.

Thränengetrübte Augen, Augen voll erstarrter Traurigkeit dämpfen den Frohsinn anderer.

Ursulas Ernst nahm etwas Sorgenvolles an.

„Hast Du mit Ilse etwas vorgehabt?“ fragte sie Werner, als das Haus von Gästen leer und die Geschwister allein im Garten waren.

„Ich? — nein!“ versetzte er erstaunt, bestimmt.

„Ist zu Hause vielleicht etwas Besonderes geschehen?“

„Nicht, daß ich wüßte. — Vetter Joachim ist zurückgekehrt.“

Er lächelte in unbeirrter Seelenruhe, lächelte über den Zusatz, der ihm wie ein Scherz zur Sache eingefallen war.

Ursula übertrug ihre Sorgen auf die Nacht. Ilfens Stimmung raubte ihr den Schlaf. Indeß — Sorgen sind Nachtvögel; das Taglicht scheut sie! mit dem ersten Sonnenstrahl schlafen sie ein, der Blick an den rothigen Himmel, über das thaufrische Land ist eine unbewusste Einsicht in das allmächtige, weise, göttliche Regiment.

Ursula gab noch einmal freundlichen Vorstellungen Raum.

Tante Sophie übernahm es, den Besuch bei den Granays zu erwidern; auch Ursula erfüllte diese Pflicht. Etwa acht Tage später trug ein Diener in roth goldener Livree Einladungskarten der Granays zum Thee nach Brüssow und ins Pfarrhaus. Ilse schwankte keinen Augenblick; sie nahm mit den andern an. Der Gedanke, eine Schwäche zu verrathen, reizte den Stolz. Sie wollte es so. Als sie am Abend des Festes im weißen Kaschmirkleid vor dem Sgiegel stand, das weiße Spitzenstück um den Kopf warf, starrte sie ein sehr blaßes Gesicht aus dem Spiegel an — eingefunkene, matte Augen. Eine Beklommenheit, die ihr den Athem in der Brust erdrücken wollte, fiel über sie, als die Pferde mit scharfem Anprall, daß die Hufe Funken sprühten, vor dem Portal zu Bärwalde stille standen.

Pflicht!

Von Hermann Heiberg.

(Nachdruck verboten.)

Zudringlich laut drang der Ton der Klingel über den Flur. Auch mußte der, welcher sie gezogen, der Herr des Hauses, der Doktor Ravella, seine Ungeould eine Weile bezähmen. Dann aber wurde die Thür geöffnet, seine Schwägerin Anna stand vor ihm, und auf sie sprach der Mann gleich voll Unruhe ein.

„Nun, Anna, wie steht's? Besser —“

Die Angeredete sah ihn mit einem trüben Blick an und schüttelte den Kopf.

„Gerade eben —“

Was sie noch mehr sprechen wollte, ward verschlungen; Thränen verdunkelten die Augen.

Er aber eilte ihr voraus in ein nach dem Garten belegenes Schlafgemach, und hier saß an dem Bette des einzigen Kindes beider die todesblasse, von Angstqualen gefolterte Frau. —

Und sie erhob sich auch nicht wie sonst. Sie richtete nur einen kurzen zitternden Blick auf ihren Mann, dem ein gespannter grenzenlos unruhiger folgte, als er nach Prüfung des Pulses des kleinen schwerkranken Mädchens unwillkürlich tief aufathmete.

Aber was dann folgte, schuf doch wieder in ihrem Herzen eine kleine Aufrichtung.

Voll rührender Sorge that er seinem Kinde alle Liebesdienste, stützte es höher, öffnete ein Fenster, um frische Luft hereinzulassen und stößte ihm auch eine Medizin ein, die neben anderen Medikamenten zuseiten des Bettes stand.

Endlich nahm er noch eine narkotische Umhüllung vor, beobachtete deren Wirkung und wollte sich eben — fast eine halbe Stunde war auf diese Weise vergangen — über eine nun doch vielleicht noch eintretende günstige Wirkung äußern, als sich draußen ein Geräusch bemerkbar machte, das Hausmädchen eintrat und meldete, daß ein Bote für den Herrn Doktor da sei.

„Herr Doktor möchte so gut sein, sogleich zum Statsrath

Ingwersen kommen. Die kleine Helene hätte ein fürchterliches Fieber — sie rase, wolle aus dem Bett.“ —

Die Frau sah ihren Mann an und schüttelte abwehrend den Kopf.

Wie konnte er jetzt anderen helfen, wo das Leben seines eigenen Kindes in Gefahr stand?

„Sagen Sie, daß mein Mann unabkömmlich sei; der Bote möchte zum Physikus gehen —“

Auf diesen Bescheid verschwand die Magd, ehe der Doktor einen Einwand zu erheben vermochte.

„Es geht nicht, es geht nicht, Elisabeth. — Ich kann unsere Freunde nicht in solcher Noth im Stich lassen —!“ stieß er dann heraus.

„Doch, Eduard! Du mußt — Du mußt!“ flehte die Frau.

Nun öffnete sich die Thür wieder.

„Der Diener sagt, daß die Herrschaft schon in ihrer Angst nach dem Physikus geschickt hätte. Der Statsrath hatte gewünscht, daß beide Doktors kämen. Der Physikus ist aber über Land gefahren —“

Die Frauen richteten nach diesem Bescheid ihre Augen auf den Doktor.

Er kämpfte schwer. Dann sagte er zu der Magd gewendet:

„Der Bote draußen soll einen Moment warten!“

Und nachdem er das geäußert, beugte er sich zu seinem Kinde herab, legte ihm das Rohr nochmals unter die Achsel, fühlte ihm die Stirn, horchte nach seinem Athem und entschied dann nach kurzem Schwanken fest:

„Ich werde gehen! Ich komme gleich wieder zurück. Ich kann, ich darf — ich wiederhole es, — die armen, geängstigten Menschen nicht im Stich lassen. Es widerspricht meinem Pflichtgefühl —“

Nach diesen Worten küßte er seine Frau auf die Stirn, nickte seiner Schwägerin sanft zu und wollte eben aus dem

Gemach stürmen, als die Frau empor sprang und sich an ihn klammerte.

„Bitte, bitte, Eduard, bleibe hier! Ich sterbe vor Angst. Wenn das Kind wieder einen Rückfall bekommt —! Du kannst es nicht verantworten. Bedenke, theurer Mann, was geschehen kann —“

Wieder kämpfte er einen ungeheuren Kampf, aber wiederum erhob sich in seinem Innern eine Stimme, die ihm zuraunte:

„Du mußt! Als Arzt mußt Du! Wenn jene Fremde stirbt, wird Dir Dein Gewissen für Dein Uebelthun keine Ruhe lassen!“

Und so holte er die Hoffnung für sein Kind zur Hilfe für seinen Entschluß herbei, sprach zu ihr, die sich an ihn hing und nochmals mit flehenden Worten in ihn drang: dem Boten dennoch ein Nein zu sagen, ihn an einen in der Vorstadt wohnenden dritten Arzt zu verweisen, mit trostreichen Worten ein und verließ, noch den Laut ihrer ächzenden Stimme in den Ohren, in Beedrückung, aber zur Kraft sich zwingend, das Gemach.

Eine halbe Stunde! Dann noch eine Viertelstunde! — Immer leiser, unhörbarer war der Athem des Kindes des Doktor Ravella geworden. —

Und dann tönte draußen abermals die Klingel; und nach kurzem Warten ward von der Magd geöffnet, und der Mann flog ins Krankengemach.

Und was er dann sah, das wollte ihm schier das Blut in den Gliedern erstarren machen.

Als er, vorwärtsschreitend, seine Schwägerin durch einen hastig erregten Blick befragte, brach statt einer Antwort, ein wimmerndes Schluchzen aus deren Brust, und als er auf die Gruppe am Bett zusah, sah er — der Erfahrene — daß sein Kindchen zum Nimmerwiedererwachen dahingegangen, seine Frau aber mit dem Ausdruck einer Geistesverwirrten den Blick ins Leere richtete.

Ihre Wangen waren todtensblau, in ihren Augen funkelte es unheimlich wild, und als er sich, von Liebe, Mitleid und Kummer ergriffen, zu ihr hinabbeugen wollte, da biß sie die Zähne aufeinander und wehrte ihm, daß er sie umfing, küßte —

Und als er dann doch, ihrem ungeheuren Schmerz Rechnung tragend, sie sanft umfassen wollte, sprang sie empor, eilte von ihm fort und brach, die Brust voll Dual und Schmerz, aber auch von Feindseligkeit gegen ihn, das Haupt auf die ausgebreiteten Arme herab gebeugt, an einem Divan nieder.

Und so blieb's Stunden. Kein Laut mehr; nur graufiges Schweigen, nur jenes Todesgrauen erfüllte den Raum, das unsichtbar den Leibern der Verstorbenen entsteigt. —

Sie wohnten und lebten beisammen, wie vordem. Aber ihre Gemächer waren getrennt, und ihre Seelen geschieden, und wenn nicht die Schwester der Frau bei seinem Kommen sanft gelächelt, wenn nicht in ihrem Auge etwas aufgeleuchtet wäre, das alte Wärme, treue Gesinnung und Mitfühlen verrathen hätte, er wäre wohl schon oft nach des Tages Noth und Drangsal hinausgestürzt und hätte unter den dunklen Bäumen des Gartens das Weh in seiner Brust ausgeschrien oder wäre fortgeeilt zur Nimmerwiederkehr.

Sie trat ihm täglich seit jener Stunde mit stummer ausdrucksloser Miene gegenüber, sprach selten, fast nie, und immer nur das, was unbedingt erforderlich war. Für dasjenige, was ihm noth that, sorgte seine Schwägerin.

In der Frau war die Liebe für ihn, war das Pflichtgefühl erstorben.

Hatte er denn solche, hatte er Mitleid für sie empfunden, hatte er sich seiner Vaterpflicht erinnert? So sprach's in ihr.

Nach vielen Monaten, als Anna einmal fortgegangen war, trat er, die zugeschnürte Brust zum Zerpringen voll, auf sie zu und sagte, mit traurig vorwurfsvollen Augen nach ihren Händen tastend:

„Soll's nun nicht genug der Buße sein, daß Du mich für das Leben unseres Kindes verantwortlich machst, Elisabeth? Denke, daß ich an jenem Tage gleich unsrer Kleinen so darnieder gelegen hätte, Du Dich allein hättest theilen müssen in der Pflege — daß ich gestorben wäre, während Du gerade bei Deinem Kinde gewesen — würdest Du nicht auch — da Du der doppelten Pflicht nach Deinem Können und Vermögen genügt — von meinem Verwandten Milde, Gerechtigkeit, ja, Anerkennung verlangt haben? Steht dem wahrhaft barmherzig Gesinnten nicht jeder Leidende gleich nahe? Und nun gar der Arzt! Er ist gewissenlos, muß der Anklage gewärtig sein, der menschlichen und göttlichen, wenn er, der vielleicht retten kann, dem Sterbenden ausweicht. Er muß ein solchergestalt geschultes Gewissen besitzen, oder er ist des Standes, zu dem er gehört, nicht werth, für ihn nicht befähigt. Denke, was ich Furchtbares leide, da ich mein Kind und Dich dazu verlor! Und ich habe nicht einmal geklagt, und Du — Du verwandelst sogar die Klage in Haß — in Rache! Du, die Du mir am Altare versprachest und es hundertmal zärtlich schwurst, daß Du Deines Mannes bester Lebenskamerad sein wollest in Freud und Leid! Reize endlich, ich bitte Dich, das Ungöttliche aus Deiner Brust — werde wieder mein altes, geliebtes, gerechtes Weib —“

Sie hatte dagestanden und ihm zugehört, ohne das Auge emporzuschlagen. Nun erhob sie es, und wenn sie auch nichts entgegnete, wenn sie nur stumm die Hände zusammenpressend, sich von ihm entfernte, so hatte doch etwas in ihren Zügen geirrt, das die Dual verrieth, die ihre Brust durchtobte.

Drei Vierteljahre sind seit jener Todesstunde verflossen.

Anna ist lange zu ihrer Familie zurückgekehrt, obschon die Frau stark und andauernd gekränkelt, obschon sie der Pflege und immer noch des Zuspruchs, der seelischen Aufrichtung und der Mahnungen zur Versöhnung bedurft hat! Aber sie ist gegangen, weil sie geglaubt hat, daß die alte Liebe in der Brust ihrer Schwester eher wieder geweckt werden könne, wenn sie allein auf ihren Mann angewiesen sei, wenn nichts sie ablenke von einem tieferen inneren Besinnen.

Und langsam sind denn auch Knospen und kleine Blüten, wenn auch nur kleine, wieder gereift. Die Frau nährt eine Hoffnung auf ein neues Mutterglück. —

Zuletzt sind Tage und zwei Wochen schwerster Angst und Noth gekommen.

Wo sie Kräfte gebraucht hat, da hat sie ein schweres Fieber ergriffen; zu der natürlichen Krankheit hat sich eine andere, sie schier vernichtende, gesellt.

Und immer hat er, der Mann, während dieser Zeit in allen freien Stunden des Tages und der Nacht an ihrem Bett gesessen, sie gepflegt und behütet!

Ein Tag ist's, wie damals. Im Freien führt, grüne Laubgewinde in den Händen, der Frühling seine lachenden Tänze auf; alte und neue Musikanten bevölkern die Luft und spielen zwitschernd auf süß klingenden Instrumenten.

Nur Leben scheint die Welt zu durchdringen, es sprüht aus jedem Keim, es reizt die Nerven der ersten Blumen und entlockt ihnen wundervolle Düfte.

Nun tritt hastig, nachdem er die Klingel gezogen, der Mann in sein Haus.

Er forschet gespannt in den Zügen der ihm öffnenden Dienerin.

„Nun, Martha? Sie sehen so vergnügt aus? Meine Frau —?“

„Ja, es ist da, Herr Doktor! — Vor zehn Minuten —“

Aber er hört nicht mehr hin, er fliegt an das Bett seiner Frau, er umfängt mit seinen Blicken ihre Gestalt, es tönt ihm aus einer Ecke das erste hilflos-süße Kreischen eines kleinen lebendigen Geschöpfes entgegen, und was er dann, durch dieses Geschenk des Himmels, durch diesen Ersatz für Verlorenes in den Augen der ihn mit ihren matten Armen zärtlich umschlingenden Kranken liebt, was er empfängt von ihren Lippen, das ist die einstige, alte, volle — unbegrenzte Liebe. —

Mod eb r i e f.

Von Traute Doehorn.

(Nachdruck verboten.)

Berlin, 18. Juni.

Neben den Gedanken für das Reisekostüm, das in seiner praktischen Einfachheit hinsichtlich des Stoffes und Schnittes auch in diesem Jahr nichts Neues bietet, sind es hauptsächlich die hellen Toiletten, von deren Eigenart und geschmackvoller Eleganz so viel gute Laune in den Luftkur- und großen Badeorten abhängt. Mag die Sonne noch so schön lachen, die Umgebung noch so heitere Miene zeigen — nur wenige Frauen werden dieser fröhlichen Stimmung mit Behagen sich hingeben wenn die Schätze des Garderoben-Koffers nicht auf der Höhe der Situation stehen oder gar wenn ein tückisches Schicksal dieses wichtigste Reiseumföbel auf irgend einer falschen Station an den Strand geworfen und man „nichts anzuziehen hat.“ Das dunkle Kleid, in dem man dem Staub der Eisenbahnen, dem Ruß der Dampfschiffshornsteine und etwaigen Regengüssen Trotz geboten, zählt bekanntlich nur so lange zu den Anzügen als das Nomaden-Leben dauert, einmal seßhaft geworden, sei es auch nur für wenige Tage darf das Sportkleid einen stillen Nagel als Ruheposten beziehen und der Inhalt der „Kleiderkiste“ kommt an's Tageslicht.

Also die hellen, luftigen, duftigen Gewänder. Es ist schwer, ja beinahe unmöglich, sie einem bestimmten System einzureihen und zu jagen dies und jenes trägt man besonders gern und dies und das ist nicht modern. Wie ich schon das vorige Mal erwähnte, gilt Grün augenblicklich für sehr chic, nichtsdestoweniger kann man keine Farbe nennen, die von dem Tagesgeschmack gemißbilligt würde, blau, rosa, gelb in allen möglichen Nuancen können sich ebenso gut zu den couleurs favoris rechnen. Wenn Grün nicht kleidet, wählt eben eine andere Farbe, die zu Haut- und Haarfarbe besser steht oder die Figur vorthelhafter erscheinen läßt. Die Zusammenwirkung von Schwarz und Weiß hat viel Anhängerinnen, wem der Mangel an Farbe jedoch unsympathisch, braucht sich deshalb nicht zu scheuen, diese Mode zu umgehen — chacun à son gout bleibt bei Parole

des Tages. Wer ganz weiße Kleider nicht mehr und ausschließlich dunkle noch nicht trägt findet genug goldene Mittelwege. So zeigt z. B. die nebenstehende Skizze 1 ein helles, leichtes Sommerkleid, das sich weder an bestimmte Stoffe noch Farben bindet und deshalb grade denen gefallen wird, die darauf verzichten, mit den jüngsten Mädchen in Toiletten-Konkurrenz zu treten, doch aber keineswegs von einer gewissen Coquetterie (im guten Sinne) absehen wollen. Das Modell stammt aus Wien, wenn ich



Skizze 1.

nicht irre aus dem Drecol'schen Atelier, das sich jetzt mit wachsendem Erfolge als Erstes auf dem Felde der Ehre behauptet. Der Schnitt erweckt die Erinnerung an die alte, beinahe vergessene Casaque; der breite, in diesem Falle

weißseidene hochschnebbige Gürtel mit langer Schleife im Rücken theilt sie aber hier derart, daß eigentlich ein Doppelrock daraus entstanden, der, aus silbergrauem Alpaca hergestellt, über ein mit engplissirten, weißen Spizenvolants besetztes Unterkleid aus erbsgelber Seide lose herabfällt. Dazu ein schwarzer, am Hinterkopf in die Höhe geschlagener Strohhut mit einer erklecklichen Anzahl weißer und gelber Füllrosetten. Eine hübsche und zugleich sehr angenehme Neuheit sehen wir an dem sehr langstäbigen Sonnenschirm, nämlich eine längliche, ganz schmale Tasche aus Seidenstoff mit Bändern verziert, zur Aufnahme eines kleinen Spizentäschentuches bestimmt, eine nicht zu unterschätzende Aufmerksamkeit gegen die Trägerin des Kostüms, dem wo die Kleiderkiste ihren Platz gefunden habe ich nicht ergründen können.

Diese Schirmtäschchen bringt mich auf die Ridiculos, die sich immer unentbehrlicher machen, und nicht nur in den verschiedensten Formen sich präsentiren, sondern aus den kostbarsten Stoffen gefertigt und fast immer als zur Toilette gehörig betrachtet werden. Bald mit dieser harmonirend, bald ganz absteckend, niemals aber unabhängig von ihr sind. Malerei und Stickerei helfen die an sich schon sehr schönen Seidenstoffe noch künstlerischer zu schmücken. Sehr originell und reich sah ein nach unten etwas enger werdendes Beutelchen aus mattrosa grosgrain aus, dessen beide Seiten gemalte Rosenbouquets trugen. Das Ganze schützte ein etwas illusorischer Ueberzug aus weißem feinem Tüll, der sich am oberen, gezogenen Theil des Pompadours zu ganzen Wolken zusammenballte, aus denen rosa Schleifen hervorleuchteten. Die augenblickliche Vorliebe für Tüll hat wohl zur Gestaltung dieses zierlichen Toilettenrequisits beigetragen, das zu allseitiger Beruhigung eine kleine Warnungstafel als Anhängsel haben müßte: es wird gebeten die Gegenstände nicht zu berühren gewiß mit mehr Recht, als einzelne Objekte der Gewerbe-Ausstellung, deren, durch das Verbot geschützte Begreiflichkeiten eine ganz ansehnliche Kletterübung beanspruchen würden.

Die zweite Federzeichnung veranschaulicht ein Kostüm aus sehr fein gestreiftem türkisblauem Seidenstoff mit weißer Seidentaille, Rock und Aermel sind zwickelartig geschlitzt und lassen weiße glatte Seide hervorscheinen, gegen welche der Oberstoff mit einem ganz schmalen Metallbörtchen abschließt. Dunkles blaues Band bildet Gürtel und Stehkragen, weiß Kreplisse die vollen Rüschen um Hals und Aermel.



Skizze 2.

Da die Aermel jetzt wieder vielfach garnirt werden, so beliebt man an eleganteren Toiletten oder Blousen reiche Spizen oder Rüschengarnituren um das Handgelenk, eine Neuerung, die in sofern viel für sich hat, als sie dazu beiträgt auch nicht schöne oder wenigstens nicht tadellosen Händen zu Gute zu kommen, zum Unterschied gegen die glatten Manschetten oder scharfen unvermittelt abgesechnittenen Aermelkanten, die nur selten einen günstigen Rahmen für eine Frauenhand abgeben.